

# Der Offizier und die Politik

*Wolfgang Etschmann*

## Vorbemerkung: Die Herausforderung der Geschichte



Eine „böse Zunge“ hat einmal gesagt: „Historiker sind wie Theaterkritiker. Sie schreiben über Stücke, die sie nie gesehen haben“. Ähnliche Bosheiten gibt es bei den Medizinern, da gibt es auch so ein böses Bonmot: „Der Pathologe weiß alles, aber zu spät“.

Historiker wissen angeblich auch alles, nur manchmal zu spät. Sie sind aber natürlich auch keine Propheten, die ständig gute Ratschläge für die Zukunft – die berühmten „Ejzes“ – geben können: So war es damals und deshalb muss jetzt so oder so gehandelt werden.

Dies funktioniert in den seltensten Fällen, weil sich politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche Rahmenbedingungen im 20. und beginnenden 21. Jahrhundert wahrscheinlich noch rascher geändert haben als noch im 19. Jahrhundert. Diese rasanten Änderungen mögen auch die Ursache dafür sein, dass Politikberatung durch Historiker immer ein zweischneidiges Schwert sein wird.

Der aufgrund seiner eher unrühmlichen Rolle in den britisch-sowjetischen Beziehungen zwischen 1941 und 1945 nicht ganz unumstrittene britische Historiker Edward Hallett Carr hat einmal gesagt:

Geschichte ist ein Dialog zwischen dem Historiker und einer längst vergangenen Gesellschaft. Der Herr Superintendent hat in seiner Andacht ein sehr klares Beispiel aus der biblischen Geschichte gebracht: eine solche Gesellschaft können wir uns heute eigentlich nur sehr schwer vorstellen: wie damals die sozialen oder die wirtschaftlichen Verhältnisse waren, wie Konflikt und Krieg abgelaufen sind u.s.f.

Der Historiker hat – hier liegt Edward Hallett Carr sicher richtig – den Dialog mit der Gesellschaft zu führen. Einem erfolgreichen Historiker gelingt es vielleicht sogar, einen Dialog zwischen zwei Gesellschaften fiktiv in Gang zu bringen.

Manchmal aber kommt einem der Dialog mit einer vergangenen Gesellschaft wie ein Dialog mit der Bevölkerung eines anderen Planeten vor. Das liegt nicht an den Rahmenbedingungen der Vergangenheit selbst, sondern weil man sich selbst so schwer in eine Gesellschaft, die lange oder auch gar nicht so lange zurück liegt, hinein fühlen kann.

Das ist jedoch nicht unbedingt eine Frage der zeitlichen Distanz. Als ich im Herbst 1973 eine sehr eindrucksvolle Vorlesung für Osteuropäische Geschichte an der Universität Wien über die Schlacht von Stalingrad bei Prof. Plaschka besucht habe, waren noch sehr viele Zeitzeugen am Leben. Dabei ist mir völlig klar geworden, wie schwierig dieser Dialog zwischen Gesellschaften ist, wobei man fragt, welchen Stellenwert und welche Bedeutung Militär oder Krieg in vergangener Zeit überhaupt gehabt haben. Denn da hat ein damals junger Oberleutnant, der Anfang Februar 1943 in Stalingrad in Gefangenschaft gekommen ist, als Zeitzeuge von diesen letzten Wochen in Stalingrad erzählt. Währenddessen herrschte

betretenes Schweigen im Saal. Dann hat eine junge Studentin aufgezeigt und gefragt, dass sie nicht versteht, warum er denn damals nicht den Zivildienst abgeleistet hat.

Diese Frage wurde schon dreißig Jahre nach der Schlacht um Stalingrad gestellt! Was ist denn da passiert? Da stimmt doch etwas in der Kommunikation zwischen den Generationen nicht.

Es ist die Herausforderung jeder historischen Arbeit, diese Verbindung herzustellen. Auf unser Thema bezogen:

Es geht darum, die Rolle des Offiziers als militärischer Führer im jeweils politischen System zu verstehen. Es sollen die Wechselwirkungen zwischen Politik – das bedeutet öffentliches und gemeinschaftliches Handeln – ganz egal zu welchem Zeitpunkt und in welchem Raum sie stattgefunden hat, und der militärischen Führung aufgezeigt werden. Dass es dabei fließende Übergänge in verschiedenen Gesellschaften gibt, ist klar.

## Heer und Gesellschaft

Schon im Altertum hat sich die Frage gestellt: Was passiert eigentlich mit einer Gesellschaft, in der der Herrscher auch oberster militärischer Führer ist und im Krieg umkommt. Zerfällt diese Gesellschaft? Was danach passiert, das ist in verschiedenen Zeiten völlig unterschiedlich.

Denken wir beispielsweise an den Untergang des alten Königreiches Ungarns. König Ludwig fällt in der Schlacht bei Mohács 1526 gegen die Türken, drei Jahre später stehen die Türken vor Wien. Damit geht natürlich hier ein Herrschaftsraum, das alte ungarische Königreich, unter.

Gustav Adolf fällt als Schwedenkönig und militärischer Führer bei der Schlacht bei Lützen 1632, aber das schwedische Königreich besteht weiter, es ist weiter Teilnehmer am Dreißigjährigen Krieg. Es passiert also hier deshalb nichts viel Dramatisches, weil das Herrschaftssystem in Schweden weiterfunktioniert.

Ein Beispiel für den fließenden Übergang zwischen Militär und Politiker ist Napoleon Bonaparte. 1793 war er Hauptmann, 1796, im Alter von 27, war er General und Oberbefehlshaber der Italienarmee.

Zweieinhalb Jahre später war er Konsul auf Lebenszeit, wieder fünf Jahre später Kaiser von Frankreich. Aber gleichzeitig blieb er unangefochten der oberste militärische Führer, zumindest in den meisten Fällen bis 1812. Sein Herrschaftssystem fällt aber mit ihm, und nach 1815 wird Europa grundlegend neu geordnet.

Gehen wir nun in die Zeit des 20. Jahrhunderts voran. In der Weimarer Republik nach 1918 wird ein prominenter Heerführer des Ersten Weltkriegs Reichspräsident: Paul von Hindenburg. Ab 1926 ist er im Amt, aber letztlich kann er die innenpolitischen Abläufe in Deutschland aufgrund seines hohen Alters nicht mehr steuern. In den Jahren 1933/34 hat er, als es nötig gewesen wäre, nicht mehr das Durchsetzungsvermögen, die schwierige politische Lage nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten zu beeinflussen.

Gehen wir noch weiter in die Zeit nach 1945. Der amerikanische Oberbefehlshaber in Europa 1944/45, General Dwight D. Eisenhower, wird 1953 amerikanischer Präsident. Trotz einer markanten Verstärkung der strategischen Position der USA

Diese Beispiele, auch wenn sie aus Zeitgründen nur kurz angesprochen werden können, müssen vorerst genügen, die interessante Wechselwirkung zwischen Politik und Militär anzusprechen.

Nur um Ihnen hier zu zeigen, wie groß die Bandbreite in der Geschichte ist, wollte ich hier einige Beispiele für die Vernetzung von Militär und Politik bringen, wobei man natürlich immer im Auge behalten muss, in welcher Zeit, welche Gesellschaft, welches politisch-soziale Umfeld besteht.

## Die Entwicklung in Österreich in der Neuzeit

Lenken wir den Blick jetzt auf die österreichische Situation. Nach 1649 hat man entschieden, sich auf ein stehendes Heer zu beschränken, weil sich das Söldnerwesen während des Dreißigjährigen Krieges nicht bewährt hatte. Unterversorgte Söldner haben meistens die Eigenschaft, sich das zu holen, was sie nicht bekommen haben, u.a. auch im eigenen Lande.

Etwas anderes war noch kritischer: dass diese Söldnertruppen in den allermeisten Fällen auf den Kriegsherrn, und zwar nicht auf den obersten Kriegsherrn, sondern auf den jeweiligen Feldherrn vereidigt waren, und natürlich für den Kaiser gekämpft haben, aber letztendlich primär ihrem Feldherrn, auf den sie geschworen haben, mehr verpflichtet waren, z.B. Albrecht von Wallenstein. Daraus folgte, dass Wallenstein als oberster militärischer Führer auch Politik gemacht hat. Es gab z.B. Geheimverhandlungen mit Schweden, geheime Kontakte, die aber dem Kaiser nicht verborgen blieben, was dann zu Wallensteins gewaltsamen Ende im Jänner 1634 im westböhmischen Eger geführt hat.

Solche Erfahrungen aus dem Dreißigjährigen Krieg haben bewirkt, dass ein stehendes Heer aufgestellt wurde. Dieses war am Anfang gar nicht so stark: nur noch neun Regimenter zu Fuß und zehn zu Pferd.

Aber die Offiziere wurden nun auf den obersten Kriegsherrn, den Kaiser vereidigt. Dieses stehende Heer war gewissermaßen eine gut einsetzbare „Bereitschaftstruppe“, auf die man sich einigermaßen verlassen konnte. In anderen europäischen Ländern beginnt diese Entwicklung schon früher. In Österreich im 17. Jahrhundert. Allerdings interessant zu bemerken ist, dass Offiziere in erster Linie ihrem Kriegsherrn verpflichtet waren, lässt sich auch sehr gut dem bekannten Beispiel des Prinzen Eugen zeigen, der an sich aus dem französischen Herrschaftsbereich kommt, aus Savoyen, aber bei seiner Vorsprache vom französischen König Ludwig XIV. als „hässlicher Zwerg“ verhöhnt wird. Er wäre für seine glanzvolle Armee nicht geeignet, woraufhin Eugen wo anders Dienst nahm. Zwei Jahrzehnte später hat sich Ludwig XIV. sicher darüber geärgert, dass er diesen Schritt gesetzt hat, weil er jetzt einen Mann



*Albrecht von Wallenstein, ein charakteristischer Feldherr des Dreißigjährigen Krieges*

als Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee und als Gegenspieler hatte, der ihm für seine Streitkräfte einiges aufzulösen gab.

Ein solcher Wechsel zu verschiedenen Kriegsherrn war im 17. und 18., ja sogar bis weit ins 19. Jahrhundert nichts Unehrenhaftes, und es verschwindet immer aus dem Bewusstsein, dass es den Typ des europäischen Offiziers gab. Offizier zu sein war ein Ehrenberuf, und es war absolut nicht unehrenhaft, nacheinander bei verschiedenen Herrschern Dienst zu nehmen!

Ein wunderschönes Beispiel dafür ist Ernst von Loudon. Geboren im Baltikum, begann er als Leutnant in der russischen Armee, und machte alle Kriege gegen Türken und Tartaren bis 1739 mit. Als er dann in die preußische Armee eintreten wollte, wies er zwar auf seine Kriegserfahrung hin, was ihm jedoch nichts nützte. Er erfährt ein gleiches Schicksal wie Prinz Eugen in Frankreich. Friedrich der Große sagte: „Die Visage von dem Kerl gefällt mir nicht“, worauf Loudon bei Maria Theresia Dienst nimmt, und zwar nicht zum Schaden Österreichs und der österreichischen Armee!

Dieses Dienstnehmen – es gab englische Offiziere, die in der spanischen oder in der portugiesischen Armee dienten – war eben absolut nichts Unehrenhaftes, wenn jemand Offizier war und die Möglichkeit ergriff, bei verschiedenen Herrschern auf Zeit Dienst zu nehmen. Gebunden war man mit einem Eid fallweise auf Zeit, fallweise auf Lebenszeit. Loudon bleibt bis zu seinem Tode in Österreich und wird schließlich Feldmarschall. Das ist eine Welt, die heute sehr schwer zu verstehen ist!

Ein anderes Beispiel sind die berühmten „Wildgänse“, die Iren, die schon im 17. Jahrhundert beginnen, in katholischen Armeen Europas Dienst zu nehmen. Die Iren sind nicht besonders beliebt bei der irischen Krone, denn sie haben den Ruf als besonders rebellisches Volk, sie sind aber im allgemeinen gute Kämpfer und viele von ihnen nehmen in der österreichischen, in der spanischen oder in der französischen Armee ihren Dienst auf. Es finden sich deshalb auch viele Namen in Spanien, wie O'Donnel, O'Brien, Browne usw., die gar nicht spanisch klingen.



# Die Napoleonische Ära als Wende zum Massenheer

Ein großer Entwicklungsbruch ergibt sich auch im Bereich des Militärs mit der Französischen Revolution. Hier geht es jetzt wirklich um den Nationalstaat. Das ist etwas Neues, wenn es auch um Werte wie Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit geht. Auch wenn das sehr schöne Worte waren, in der Praxis der Französischen Revolution musste man erfahren, dass es mit der Brüderlichkeit fallweise nicht sehr weit her war. Oft wurde sehr rigoros mit echten oder vermeintlichen politischen Gegnern umgegangen.

Was aber neu war, war der Nationalismus, der auch in das Militärwesen, und zwar im großen Umfang, Eingang gefunden hatte. Zwar gab es ähnliche Ansätze auch schon früher – man denke nur an den Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg von 1775 bis 1783 –, aber jetzt setzte sich dieses Denken auch in Europa endgültig durch.

Der Nationalismus und der Patriotismus waren Vorbedingungen für die Allgemeine Wehrpflicht für das Vaterland ab 1793. Man kann natürlich schwer feststellen, ob alle Wehrpflichtigen begeistert in den Krieg zogen. Aber man schaffte es in Frankreich Ende des Jahres 1793, fast eine Million Mann für das Feld aufzubieten, und das war für die anderen Armeen des 18. Jahrhunderts eine gefährliche Quantität: damit waren die französischen Revolutionsarmeen ein gefährlicher Gegner für die relativ kleinen stehenden Heere. Andere Staaten brachten 1792/93 vorerst eine Streitmacht von zwei oder drei Korps mit 40.000 bis 60.000 Mann ins Feld, was bedeutete, dass man oft einen zwei- bis dreifachen überlegenen Gegner gegenüber stand. Außerdem scheuten die Franzosen mit ihren Frontalangriffen keine Verluste. Auf diese Art siegte man zwar oft, nahm aber auch deutlich höhere Verluste in Kauf.

Dieser neuen Art der Kriegsführungen hielten die

alten europäischen Mächte nicht lange stand. Neue Systeme der Mannschaftsaufbringung wie auch der Kriegsführung mussten gefunden werden, was sich in verschiedenen militärischen Auseinandersetzungen in den Koalitionskriegen gezeigt hat.



*Napoleon - Kaiser und Feldherr*

Es gibt Vorformen der Allgemeinen Wehrpflicht auch in Österreich aus dem Jahr 1808, wo man versuchte, eine Landwehr aufzustellen, und Offizier zu sein war auch in Österreich ein besonderer Ehrendienst, nicht nur für den Herrscher, sondern am Staat. Damit kommen auch in Österreich nationale bzw. patriotische Motive in größerem Maß das erste Mal zum Tragen. Freiwilligenverbände, die schon 1797, 1800 und 1805 und schließlich 1809 zum Einsatz kamen, verstärkten diese Phänomene. Hier beginnt eine Entwicklung, die in ihren Auswirkungen weit über die Napoleonischen Kriege hinausgeht.

## Die Armee als Kontinuum der Habsburger-Monarchie

Die Stellung des österreichischen Herrscherhauses war im 19. Jahrhundert politisch unangefochten. Trotz der Revolutionen von 1848/49 stand die Armee, stand der kaiserliche Offizier treu hinter dem Monarchen, sieht man von den Entwicklungen in Ungarn ab, wo es 1848/49 Sezessionsbestrebungen gab. Aber die „Eiserne Klammer“ der Monarchie nach 1849 war der kaisertreue Offizier, der hier mit dem Herrscherhaus extrem verbunden war, nicht nur emotionell, sondern auch, was seine ganze Existenz betroffen hat. Das ist das kontinuierliche Element bis 1914; wobei man schon die Anfangsphase des Ersten Weltkriegs zumindest als Markierungsdatum, als Bruch sehen muss, obwohl es letztlich bis 1918 zu keinen großen Brüchen in der Loyalität kommt.

In diesem Kontinuum kann man wohl auch den Grund dafür sehen, warum die Habsburger-Monarchie in ihren letzten Jahren im Ersten Weltkrieg die

Nationalitätenkonflikte so lange so lange – bis 1918 – ausgehalten hat, und dass die Armee bei allen Schwächen, die sie gehabt hat und bei allen verlorenen Feldzügen stabil geblieben ist; (man denke nur 1859, Sardinien Piemont und Frankreich oder 1866 gegen Preußen). Die Armee hat sich lange Zeit aus der Kraft des Kontinuums gehalten und viele nationale Gegensätze in ihren Reihen abgefedert. Schon seit 1848/49 hat der Nationalitätenkonflikt im besonderen Ungarn betroffen, aber auch Italien und gegen Ende des 19. Jahrhunderts dann die slawischen Völker. Es war nicht zuletzt die Armee neben der meist sehr effektiven Zivilverwaltung, die die Gesamtmonarchie lange zusammengehalten hat.

Wenn man sich heute vorstellt, dass es 17 Regimentssprachen in der k. u. k. Armee gab, wobei man von jedem Offizier verlangt hat, dass er sich einigermaßen mit der Mannschaft verständigen kann, dann war dies eine – mit sehr vielen Problemen – gelebte Multinationalität.

Wenn man sich Biographien vieler Offiziere ansieht, dann erfährt man, dass manche durch ihren dienstlichen und auch privaten Lebensweg durch die ganze Habsburger-Monarchie geführt wurden und dabei einen großen Teil des heutigen Zentraleuropas kennen gelernt haben.

Natürlich denkt man auch an die Armee um die Jahrhundertwende, die so treffend in den Romanen Joseph Roths und in den Anekdoten Roda-Rodas beschrieben wird.

Das Leben war – auch wenn man fast immer „knapp bei Kasse“ war – für einen jungen Leutnant in den Garnisonsstädten Wien, Prag, Budapest wesentlich lustiger als irgendwo nordöstlich von Lemberg in Brody, zum Beispiel bei der 1. Kompanie des III. Bataillons des Infanterie-Regimentes 77 auf Grenzpatrouille gegenüber Russland. Und es gab

natürlich, auch ohne dass eine Disziplinarkommission zusammen sitzen musste, die Möglichkeit, einen jungen Leutnant der „Deutschmeister“ insofern zu disziplinieren, indem ihm gesagt wurde: Du meldest dich nächste Woche beim Infanterie-Regiment 77 in Galizien. Dann waren eigentlich keine weiteren „disziplinären Maßnahmen“ mehr notwendig.

Die Armee der Monarchie bot einerseits – gerade was den Dienst in verschiedenen Garnisonen und in den technischen Waffengattungen betraf – trotz zahlreicher Schwierigkeiten viel Interessantes und brachte zahlreiche Forscher und Wissenschaftler aus dem Offizierskorps hervor, deren wissenschaftliche Erfindungen und Entdeckungen Welt-

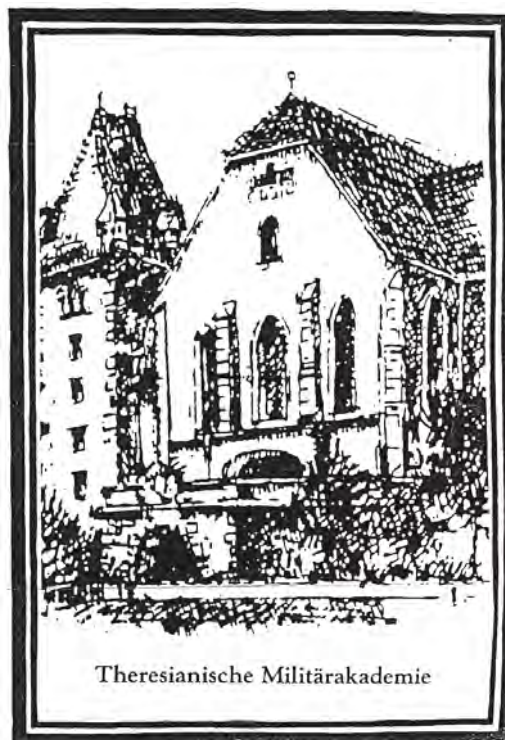
ruf errangen. Dies zeigen die Forschungen des ungarisch-amerikanischen Historikers István Deák über den k. (u.) k. Offizier. Er schildert aber auch einerseits, wie schwierig das Leben war, und dass es zum Teil bei den subalternen Offizieren bis zum Ende des 19. Jahrhunderts lange „Hungerjahre“ gegeben hat. Aber andererseits haben die Soldaten auch erstaunliche Widerstandsfähigkeit bewiesen, und manche versuchten dienstlich – manchmal um jeden Preis, dienstlich „weiter zu kommen“. Wer die Aufnahme in den Generalstab (oder den Artilleriestab oder den Geniestab) geschafft hat, hatte eine gute Zukunft vor sich, selbst wenn hier auch die eine oder andere unschöne

Geschichte gegeben hat. Die „Affäre Hofrichter“ im Jahr 1910 und der „Fall Redl“ im Jahr 1913 mögen hier nur als plakative Beispiele dienen.

## Der Erste Weltkrieg

Im Ersten Weltkrieg werden die Wechselwirkungen zwischen Politik und Heer zum Greifen deutlich. Bereits längere Zeit vor Beginn des Krieges hatten die Generalstäbe – und zwar aller europäischen Mächte – ihre Operationspläne für die verschiedenen Konfliktszenarien fertig.

Als mit der Mobilisierung 1914 die Pläne anlie-



Theresianische Militärakademie

fen, war deshalb der Aufmarsch in nur sieben bis neun im wesentlichen Tagen abgeschlossen.

Wie automatisch lief dieser Aufmarsch in dieser kurzen Zeit ab, ohne wirklich gestoppt oder modifiziert werden zu können.

Der britische Außenminister Grey hat Anfang August 1914 mit seiner Aussage, dass „in Europa die Lichter ausgehen“, den Nagel auf den Kopf getroffen.

Innerhalb von neun Tagen gab es nun den „Großen Europäischen Krieg“, der erst später durch den Eintritt der Türkei und Japans 1914 und auch später dann der USA 1917 wirklich zum Weltkrieg wurde, obwohl schon von Beginn an weltweit auch in den Kolonien und auf allen Weltmeeren gekämpft wurde. Das war also das Erschreckende diese Automatik, die hier losgetreten wurde. Man kann eigentlich, wenn man den Konflikt theoretisch untersucht, zum Schluss kommen, dass sein „Ausbruch“ Beginn eigentlich politisch unlogisch ist: Alle europäischen Mächte hatten prosperierende Wirtschaften, „es ging aufwärts“, die soziale Frage war in vielen europäischen Staaten durch nicht ungeschickte sozialpolitische Maßnahmen zumindest einigermaßen entschärft, oder in den Hintergrund gedrängt worden. Der Weltkrieg begann zu einem Zeitpunkt, der alles andere als kriegsbegünstigend und schon gar nicht zwingend notwendig war.

Aus dieser Überlegung heraus hat man in den letzten Jahren immer wieder geurteilt: Das „dumme“ Österreich-Ungarn hat sich nur wegen der Ermordung des Thronfolgers in einen europäischen Krieg, der absehbar war, gestürzt; denn dass es nicht bei einer Strafaktion gegen Serbien bleiben würde – und dass Russland nicht ruhig bleiben würde – das war ja leicht abzusehen.

Allerdings muss man auch ehrlicherweise eine Gegenfrage stellen: Wie hätten andere europäische Nationen (Monarchien und Republiken) in dieser Zeit reagiert, wenn der Thronfolger oder der Vizepräsident ermordet worden wäre? Wie hätte Russland agiert, wenn irgendwelche türkischen Nationalisten den russischen Thronfolger im Kaukasus ermordet hätten? Es wäre doch zumindest zu einem räumlich begrenzten, aber möglicherweise viel größeren Krieg unter Einmischung anderer Mächte gekommen!

Die Gesellschaften und Führungsschichten haben damals anders reagiert, als wir es heute wahrscheinlich tun würden – wobei ein „Krieg gegen den Terror“ auch in unseren Tagen rasch ausgerufen wurde. Das muss man sich immer vor Augen halten, weil man heute sehr schnell mit dem Urteil bei der Hand ist.



Das Bemerkenswerte beim Verlauf des Ersten Weltkrieges besteht darin, dass die österreichisch-ungarischen Streitkräfte 52 Monate durchgehalten haben; das hätten kritische Beobachter eigentlich nicht erwartet. Denn es gab Nationalitätenprobleme, und die militärischen Operationen – das kann man ganz offen sagen – im Herbst 1914 verliefen eigentlich durchwegs katastrophal; sowohl die Operationen gegen Serbien als auch gegen Russland. Man muss es sich nur einmal vorstellen: Der Gesamtausfall der österreichisch-ungarischen Streitkräfte zwischen Ende Juli 1914 und Anfang August 1915 betrug mehr als 2,1 Millionen Mann! (Tote, Vermisste und Gefangene, Verwundete und Erkrankte). Das sind Größenordnungen, die man sich erst vor Augen halten muss.

Ein Blick auf das Offizierskorps kann das alles verdeutlichen: Das Offizierskorps war zu einem großen Teil friedensmäßig ausgebildet worden. Bis Ende 1914 waren bereits 50 Prozent des Offizierskorps der k.(u.)k. Armee ausgefallen: tot, vermisst, gefangen, verwundet oder schwer erkrankt. Tausende der letzten beiden Gruppen mussten von der Front genommen werden. Es handelt sich dabei um Größenordnungen, bei denen man sich fragen muss, wie ein Staat, wie eine Armee, wie ein Offizierskorps das aushalten hat können. Natürlich gab es eine laufende



Ergänzung an Berufsoffizieren. Die Ausmusterungen erfolgten in relativ kurzen Abständen. Ab Ende 1914 haben aber die Reserveoffiziere zum Teil die Lücken gefüllt, mit allen Vor- und Nachteilen. Es hatte im Sommer 1914 ein Krieg begonnen, bei dem man angenommen hat, „zu Weihnachten wieder zu Hause“ zu sein. Man hat sicher gemeint zu Weihnachten 1914, tatsächlich war es dann zu Weihnachten 1918, zumindest für die, die es überlebt, überstanden und nicht in Gefangenschaft gekommen waren.

Der November 1918 ist der katastrophale Bruch für diese Armee und auch für viele im Offizierskorps. Die Monarchie zerfällt in Einzelstaaten. Viele Offiziere aus der alten Armee treten in die neu entstehenden Armeen der Nachfolgestaaten ein, ob das jetzt Ungarn, die Tschechoslowakei oder der Südslawische Staat, zum Teil auch Polen ist.

Für die polnische Geschichte ist Josef Pilsudsky interessant, der spätere polnische Staatspräsident. 1914 führt er die ersten freiwilligen Bataillone von Polen gegen den Erzfeind Russland ins Feld. Dass er jedoch kein großer Freund Österreich-Ungarns ist, hat man 1917 gemerkt, als diese Verbände eigenständig agiert haben.

Es ist dabei nur verständlich, dass militärische Führungspersönlichkeiten in den Nachfolgestaaten sowohl in der Politik bzw. in den Armeen eine Rolle gespielt haben. Die Habsburger-Monarchie zerfiel, Nachfolgerstaaten bildeten sich.

Was bleibt, also der Rest, ist Österreich. Das war eigentlich ein Land, wo es bis Ende 1921 keine klaren Grenzen gegeben hat. Man hat Anspruch auf alle deutschen Siedlungsgebiete erhoben und wollte Streitkräfte aufstellen, die diese Siedlungsgebiete verteidigen. Dass dies in den meisten Fällen nicht sehr erfolgreich war, ist klar: Gegen die gut ausgerüsteten tschechischen Truppen sind die Sudetengebiete sehr rasch verloren gegangen. Das war eine Sache von knapp sechs Wochen. Dass die Untersteiermark ebenfalls sehr schnell gegen slowenische Truppen in Kärnten verloren gegangen war, liegt ein bisschen anders. Hier konnte zumindest eine Zeit lang erfolgreicher gekämpft werden. Und auch an Widerstand gegen die moderne, nach westalliierten Muster geführte italienische Armee war gar nicht zu denken, Südtirol zu halten. Südtirol wurde schon in den ersten beiden Novemberwochen 1918 vollständig besetzt und es ist kaum bekannt, dass Italien z.B. in

Innsbruck bis 1920 eine Besatzungstruppe gehabt hat. Es gab nicht nur eine Besatzungszeit nach 1945, sondern auch schon von 1918 bis 1920.

## Die Armee des neuen Österreich

Was bietet sich in Fragen der Landesverteidigung für dieses kleine Deutsch-Österreich an, das noch keine klaren Grenzen hat? Es gab zwei Denkschulen:

Einige Offiziere aus der Org-Abteilung der k. u. k. Armee planten, auf die Ersatzbataillone der Regimenter der alten Armee aufzubauen und hieraus neue Verbände zu schaffen. Womit aber die Herren damals nicht gerechnet hatten war, dass es bereits eine Parallelorganisation zur Armee der Habsburgermonarchie in den Oktober- und Novembertagen 1918 im Kriegsministerium unter dem ehemaligen Oberleutnant Dr. Julius Deutsch, der die Deutsch-Österreichische Volkswehr aufgestellt hat, gegeben hat. Das war der zweite Ansatz zum Aufbau einer Wehrmacht im neuen Österreich.



*Julius Deutsch, der Vater der österreichischen Volkswehr*

Die Volkswehr war aber de facto eine fast ausschließlich von den Sozialdemokraten organisierte Truppe, die gleichzeitig die offizielle Wehrmacht Deutsch-Österreichs war. Sie war mit sozialdemokratischen Vertrauensmännern aus der Alten Armee aufgebaut worden. Manche Historiker sagen, das ist schon im Frühjahr und Sommer 1918 passiert, manche sagen, es war etwas später.

Im November 1918 entsteht jedenfalls offiziell die Volkswehr. Sie besteht ausschließlich aus Freiwilligen, die sich zunächst auf sechs Monate verpflichtet haben. Die Gewinnung von Unteroffiziere sowie der Mannschaften ist relativ einfach. Die große Frage war:

Woher nimmt man die Offiziere.

Denn man hat natürlich zu wenig Offiziere, die der sozialdemokratischen Idee verpflichtet sind. Sieht man sich schließlich die Personallisten der Volkswehrkommandos und Bataillone an, so waren das zum größten Teil, 80 bis 90 Prozent Offiziere der k. (u.) k. Armee, die man oft nur zähneknirschend aufgenommen hatte. Diese Offiziere haben sich letztendlich zur Verfügung gestellt. Viele waren kaisertreu, waren zum Großteil skeptisch gegenüber der jungen Republik eingestellt, aber sie wollten nicht, dass südslawische Truppen schließlich irgendwo im Raum Graz stehen oder nördlich von Wolfsberg oder tschechische Truppen im Wald- oder Weinviertel. Sie nahmen den Dienst an und verpflichteten sich, als Offiziere der deutsch-österreichischen Wehrmacht Dienst zu leisten.

Hier wurde bereits etwas genannt, das das wesentliche Element für den Untergang der Ersten Republik ist. Wenn man die Wehrfrage der Zeitfrage 1918 bis 1938 betrachtet, so sieht man diese Problematik schon relativ früh.

Die ursprünglich „sozialdemokratische“ Volkswehr ist mit ihrem sehr hohen Prozentsatz an sozialdemokratischen Vertrauensmännern sehr starr: Es gibt Soldatenräte, bei denen die Offiziere ihre Maßnahmen genehmigen lassen müssen. Das System von Befehl und Gehorsam wurde teilweise aufgebrochen. Sogar der Amtsleiter im neu geschaffenen Staatsamt für Heerwesen, Oberst Theodor Körner Edler von Siegringen, muss z.B. im April 1919 konstatieren, dass es mit den oberösterreichischen Bataillonen Probleme gibt. Das Linzer Volkswehrbataillon sollte an die ungarische Grenze zur Assistenzleistung – Überwachung der Grenze – ausrücken. Die Vertrauensmänner des Bataillons stimmten aber nur unter der Bedingung zu, dass die Soldaten eine Felddienstzulage von sechs Kronen pro Tag bekommen. Da dieser Forderung nicht entsprochen wird, kommen sie nicht zum Einsatz. Körner, der Sozialdemokrat ist – das ist seit November 1918 kein Geheimnis –, kommt daraufhin zur Erkenntnis, dass die Volkswehr eigentlich für ernste Einsätze nicht zu brauchen ist. Sie kann Wach- und Sicherungsaufgaben im Inland übernehmen und vielleicht da und dort Plünderungen verhindern, fallweise beteiligen sich aber auch einzelne Angehörige der Volkswehr an Plünderungen (besonders jene der „Roten Garde“, des späteren

Volkswehrbataillons XLI) Körners Urteil über die Volkswehr ist dabei nicht ganz gerecht: Es haben Ostösterreichische Volkswehrbataillone in Kärnten und in der Steiermark sehr guten Dienst geleistet.

Der Friedensvertrag von Saint Germain verhinderte die Aufstellung eines größeren Heeres und verändert damit auch das Offizierskorps. Dabei ist auch die soziale Dimension von Wichtigkeit: Rund 16.000 Offiziere der ehemaligen k. (u.) k. Armee – Berufsoffiziere und aktivierte Reserveoffiziere – hatten sich für den Dienst in der deutsch-österreichischen Wehrmacht gemeldet. Aufgenommen werden konnten nach dem Friedensvertrag von Saint Germain nur 1.500, also etwas weniger als ein Zehntel der Bewerber. Die anderen mussten sich etwas anderes suchen, und da gibt es dann so kuriose Dinge wie Schusterlehre für Offiziere, Buchhaltungskurse für Offiziere, Handelsvertreterkurse für Offiziere, um die Leute ganz einfach in zivilen Berufen unterzubringen.

Die Armut vieler Angehöriger des ehemaligen Offizierskorps, die man in sehr vielen Memoirenwerken nachvollziehen kann, war sehr groß, die sozialen Probleme waren gewaltig. Das ab Frühjahr 1920 entstehende Bundesheer durfte nur 1.500 Offiziere haben; der erlaubte Höchststand der Wehrmacht betrug 30.000 Mann, gegliedert in sechs Brigaden. Das waren die militärischen Vorgaben des Friedensvertrages von Saint Germain. Interessant ist, dass trotz einer relativen hohen Arbeitslosigkeit in der Ersten Republik diese 30.000 Mann für das Bundesheer bis ca. 1933 niemals gefunden werden konnten.

Man darf daraus aber keine falschen Schlüsse ziehen. Eine Personalstärke von 23.000 Mann im Bundesheer war der Schnitt bis 1932. Rund ein Viertel der Mannschaftsposten war also unbesetzt, wobei Offiziers- und Unteroffiziersposten im Prinzip besetzt waren, da war also an sich kein Mangel, wobei es hier wieder regionale Unterschiede gibt. In bäuerlichen Gegenden, z.B. Obersteiermark und zum Teil in Kärnten oder in Oberösterreich, gibt es Probleme, ausreichend Soldaten zu finden. Das ist in Wien anders. In Wien findet man die Soldaten leichter.

Dabei ist zu berücksichtigen, dass sich natürlich die Probleme gegenüber den Zeiten der Volkswehr geändert haben: Das Prinzip „Befehl und Gehorsam“



ist jetzt wieder im allgemeinen durchgesetzt, aber die politischen Querelen innerhalb des Bundesheeres auf Grund des politischen Einflusses zwischen christlich-sozialer und sozialdemokratischer Richtung fingen schon 1919 an und wurden zwischen 1922 und 1933 sehr massiv.

Das führte zu kuriosen Dingen: Der Sekretär des Parlamentskommissärs, Nationalrat Dr. Julius Deutsch, schreibt z.B. an den Militärverband der Republik Österreich (das war eine sozialdemokratische Interessensvertretung im Bundesheer): „Es wolle ehebaldigst bekannt gegeben werden, ob die nachfolgend gemachten Heeresangehörigen dortorts gewerkschaftlich organisiert sind. Falls über derer politischen Meinung etwas bekannt ist, wolle auch hier über eine Mitteilung gemacht werden.“ Dann folgen die Namen.

Tatsache ist, dass Sozialdemokraten wie auch Christlichsoziale einen erbitterten Kampf um den Einfluss im Bundesheer führten, den die Christlich-Sozialen unter Bundesminister Carl Vaugoin langfristig gewannen. Es kam hier zu einer massiven Politisierung innerhalb des Bundesheeres mit dem Versuch, Einfluss zu gewinnen oder Leute „hinauszudrücken“ und genehme Leute hineinzusetzen. Das ist in den Zwanzigerjahren üblich gewesen. Dieser politische Kampf geht aber dann letztlich auf Grund des politischen Gewichtes des Ministers Vaugoin und seines Kabinetts sehr erfolgreich für die christlich-soziale Seite aus. Das politische Übergewicht ist damit gesichert.

Viele der Offiziere, die nicht im Bundesheer unterkamen, haben sich eine andere militärische Betätigung gesucht. Sie fanden in der „Frontkämpfervereinigung Deutsch-Österreichs“ eine Heimat. Das war ein paramilitärischer Verband mit ca. 12.000 Mann. Oder man ging zur Heimwehr, die es an sich schon im November 1918 gab – sie ist keine Erfindung der Zwanzigerjahre –, sondern die Heimwehren und die Bauernwehren entstehen in den Umsturztagen des Jahres 1918. 3,5 Millionen Mann der ehemaligen k. (u.) k. Armee marschierten ausgehungert in Richtung ihrer Heimat(en) kreuz und quer durch die ehemalige Monarchie und haben sich fallweise versorgt, und da gab es die Heimwehren, die Ortschaften gegen Plünderungen geschützt haben.

Auf der anderen Seite gab es in den Fabriken die Arbeiterwehren, die versucht haben, die Waffen vor

der „Reaktion“ zu schützen, z.B. in den großen Rüstungsbetrieben. In der Obersteiermark oder im Wiener Arsenal, einem der wichtigsten Rüstungszentren in Wien, bildeten sich Arbeiterwehren, aus denen 1923 der „Republikanische Schutzbund“ entstand.

Auf beiden Seiten gibt es viele ehemalige k. (u.) k. Offiziere, die kriegsgedient waren, und die ihre militärischen Erfahrungen einbringen.

Das bedeutet in weiterer Folge, dass das Material wie auch das Personal für den Bürgerkrieg oder für die Bürgerkriege, die dann 1934 ausbrechen, schon 1923 vorhanden sind: Heimwehr und Schutzbund verfügen über je 60.000 Mann mit je 60.000 Gewehren und rund 600 Maschinengewehren. Das Bundesheer hat hingegen 90 Geschütze, 60 Minenwerfer, 480 Maschinengewehre und nur 23.000 Mann. Betrachtet man die einzelnen militärischen Potentiale, dann sagt das schon einiges aus, wer hier politisch das Sagen hat.

Wichtig für die weitere Entwicklung ist, dass einige wesentliche Elemente der Grundlagen für den Zusammenbruch der Ersten Republik bereits von ihrem Beginn an vorhanden waren.

## Im Ständestaat

Nach Umgestaltung Österreichs zum Ständestaat 1933 war das Heer ein verlässlicher Garant der Staatsmacht. Das Offizierkorps war – allerdings wieder mit Ausnahmen – dem Ständestaat zugetan. Sehr oft findet man die nationalsozialistische Durchsetzung des Offizierkorps in den Jahren 1934 bis 1938 in der Diskussion erwähnt. Grob gesprochen muss man feststellen: 1934 war diese jedoch sehr gering. Wenn man sich die Personallisten anschaut, auch die Liste des Nationalsozialistischen Soldatenringes (NSR) als geheime und verbotene politische Organisation, so kommt man auf maximal fünf Prozent des Offizierskorps. Von einer massiven Durchsetzung des Offizierskorps durch die nationalsozialistische Bewegung kann man hier also eigentlich nicht sprechen. Die Geschehnisse im März 1938 können nur aufgrund der politischen Rahmenbedingungen gewertet werden. Dass die politischen Institutionen innerhalb weniger Stunden zusammen gebrochen sind, und die Bundesregierung und praktisch alle

Landesregierungen schon am Abend des 11. März in nationalsozialistischer „kommissarischer“ Hand waren, ist eine oft wenig beobachtete Tatsache.

Vorausgegangen war dem der ideologische Kampf in den Dreißiger Jahre, speziell unter den Regierungen Engelbert Dollfuß und Kurt von Schuschnigg. Österreich wurde als der „bessere deutsche Staat“ gewertet, und – wie es dann in der Abschiedsrede Schuschniggs sinngemäß heißt: „...es darf kein deutsches Blut vergossen werden“. Diese Grundeinstellung bewirkte, dass die Abwehrplanungen der Führung des Bundesheeres, die zwar mit dem Jansaplan als wichtigster Operationsplan vorhanden waren, das Heer aber nicht zum Einsatz kam. Es hat zwar Truppenverschiebungen und Assistenzen natürlich vor dem deutschen Einmarsch gegeben, aber keinen bewaffneten Widerstand beim deutschen Einmarsch in Österreich.

## Österreichische Offiziere in deutscher Uniform

Mit dem März 1938 endet die Geschichte des Bundesheeres, aber nicht die Geschichte des Offizierskorps des Bundesheeres. Denn im März 1938 werden über 2.000 Offiziere aller Dienstzweige in die deutsche Wehrmacht übernommen. Es sind nur wenige, die nicht übernommen werden, die den Eid

verweigern. Es sind auch einige, die umgebracht werden, und zwar relativ rasch, wie der Staatssekretär für Heerwesen, General Wilhelm Zehner, der nach neuesten Forschungen eindeutig ermordet wurde, wobei die Motive für die Tat auf das Jahr 1934 zurückzugehen scheinen und ein Racheakt gewesen sein dürfte.

Tatsache ist, dass die Deutsche Wehrmacht mit der Übernahme des Bundesheeres ein Potential von vorerst 60.000 Mann (1936 war die „Bundesdienstpflicht“ eingeführt worden) gewinnt, also ein Äquivalent von sechs Divisionen und mehreren Luftwaffenverbänden.

Das ist der Beginn einer Entwicklung, die dann 1945 endet. Man muss sich vorstellen, dass von den nicht einmal sieben Millionen Einwohnern, die Österreich im März 1938 bis 1945 hat, nahezu 1,3 Millionen Österreicher in der Wehrmacht, in der Waffen-SS oder in wehrähnlichen Verbänden wie der „Organisation Todt“ oder dem „Reichsarbeitsdienst“ dienten. Von diesen 1,3 Millionen Österreichern, das ergeben neue Forschungen, kamen zwischen 247.000 (es werden auch Zahlen von 261.000 genannt) – das sind ziemlich genau 20 Prozent – nicht aus dem Krieg zurück. Das ist eine Verlustquote, die fast keine andere europäische Nation hat, von Polen und der Sowjetunion abgesehen.

Es gäbe jetzt sehr viel zu sagen über die Österreicher in der Deutschen Wehrmacht. Dass es fallweise Kriegsverbrechen und Übergriffe gegeben hat, ist überhaupt keine Frage; die Frage aber lautet: Sind sie repräsentativ? War es quantitativ wirklich so, wie oft dargestellt? Aber diese Fragen können natürlich auf keinen Fall eine Entschuldigung für Kriegsverbrechen, individuelle Übergriffe usw. sein. Das gab es zweifellos.

Ich weise an dieser Stelle auf ein interessantes Buch hin, das nicht nur den Offizier, sondern auch Unteroffiziere und Mannschaftsdienstgrade in der Deutschen Wehrmacht betrifft. Bryan M. Rigg, ein Captain des amerikanischen Marine Corps, hat dieses Buch geschrieben, das vor knapp eineinhalb Jah-



*Das österreichische Trauma: Der 13. März 1938*

ren herausgekommen ist: „Hitlers jüdische Soldaten“. Er weist darin nach, dass ca. 150.000 Volljuden, Halbjuden und Vierteljuden in der Wehrmacht gedient haben und viele von ihren Vorgesetzten geschützt wurden. Es ist fallweise sogar zu hohen Auszeichnungen für solche Soldaten gekommen; dabei wurde meistens sogar eine „deutschblütige Herkunft“ bescheinigt.

Das ist nur eine der vielen vielschichtigen Fragen in der Zeit des Zweiten Weltkrieges. Ein weites Forschungsfeld bieten noch immer die Probleme in anderen Staaten und bei deren Armeen die es in einem kritischen Vergleich mit den Problemfeldern der Deutschen Wehrmacht gegeben hat.

Die Westalliierten hatten bei ihrer Offensive im Raum Hürtgenwald, Aachen und bei der Ardennenoffensive bzw. bei den Kämpfen im Elsass zwischen Oktober 1944 und Februar 1945 in einem Zeitraum von nur knapp vier Monaten Verluste von mehr als etwa 100.000 Gefallenen, Verwundeten, Vermissten, Gefangenen und psychischen Ausfällen. Die amerikanische Gesellschaft ist dabei ruhig geblieben und hat das als Kriegsrealität akzeptiert. Ähnliches gilt für den pazifischen Kriegsschauplatz: Bei der Schlacht von Okinawa im Juni 1945 mussten allein die amerikanischen Streitkräfte 12.000 Tote und 38.000 Verwundete für eine militärische Operation von knapp drei Monaten verzeichnen. Unabhängig vom Leid der Familien, der einzelnen, wie kann eine Gesellschaft das aushalten?

Wo das Aushalten verordnet wird, wie das nationalsozialistische Deutschland oder die stalinistische Sowjetunion, da kann letztendlich von der Bevölkerung nichts anderes erwartet werden, im „Großdeutschen Freiheitskampf“ oder im „Großen Vaterländischen Krieg“. Aber in den demokratischen Systemen der Alliierten? Offiziere sind dem Staat verantwortlich, und sollen ihre Truppen so führen, dass die militärischen Operationen erfolgreich sind und die Verluste nicht zu hoch sind!



*Die B-Gendarmerie als Vorläuferorganisation des Bundesheeres der Zweiten Republik (oben), der erste Bundesminister für Landesverteidigung Ferdinand Graf (unten: Bildmitte), links neben ihm der erste Generaltruppeninspektor, General Erwin Fussenegger*

## Fragen zur heutigen Situation

Diese Akzeptanz kennzeichnet den Bruch nach 1945; sie ist für uns heute kaum verständlich. Wie gibt es das? Wie konnte es so ablaufen? Und wie hat eine Gesellschaft das akzeptiert? Heute fragt man: Damals hätte man es doch besser wissen müssen?! Es ist kein Geheimnis, dass die Ereignisse in den Streitkräften der Ersten Republik und die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges jene Soldaten, die damals gedient haben, die Gründungsphase des Österreichischen Bundesheeres massiv auf verschiedenster Ebene geprägt haben. Sie sind – auch mit ihren durchaus verschiedenen Wertspektren und politischen Einstellungen – die Gründungsväter des Zweiten Österreichischen Bundesheeres. Ich nenne pars pro toto die



Namen der Generale Dr. Emil Liebitzky und Erwin Fussenegger, die, auch wenn sie oft Gegenspieler waren und verschiedene Welten repräsentierten, letztlich in ihren strategischen Betrachtungen doch zusammengefunden haben.

Liebitzky als ehemaliger k. u. k. Artillerie-Offizier war in der Ersten Republik Adjutant von Heeresminister Carl Vaugoin und Militärattachè in Rom. In die Wehrmacht wurde er nicht übernommen. Am Beginn des neuen Österreichs versuchte er, das Bundesheer aufzubauen und überlegte ernsthaft, – wenn überhaupt – ehemalige Wehrmachtsoffiziere bestenfalls mit ihrem Dienstgrad vor 1938 aufzunehmen.

Dann wäre Erwin Fussenegger 1955 als Oberleutnant ins Bundesheer eingetreten, denn das war sein Dienstgrad 1938. Aber das konnte so ja nicht funktionieren, ähnlich wie in Deutschland, wo Kanzler Konrad Adenauer feststellte, dass er die Bundeswehr „nicht mit Gefreiten aufbauen“ könne. Darüber steht die Frage, aus welchem Umfeld die Offiziere des jungen Zweiten Österreichischen Bundesheeres kommen.

Wer war schon Offizier in der Ersten Republik, wer kam denn aus der B-Gendarmerie, wer war im Zweiten Weltkrieg Angehöriger der Deutschen Wehrmacht? Es geht dabei auch darum, zu quantifizieren,

wie viele von diesen Gruppen ins Bundesheer eintraten und welche Erfahrungen die einzelnen Personen geprägt haben. Das sind ganz wesentliche Fragen!

Im Zuge der Forschungen zum 50-Jahr-Jubiläum des Bundesheeres war auffällig, dass wir eigentlich viel, viel mehr über die k. (u.) k. Armee um 1910 als über das Bundesheer des Jahres – sagen wir 1970 – wissen. Auch wenn es diesbezüglich schon einige Forschungsansätze und Ergebnisse gibt, stehen wir erst am Anfang. Für Forscher gibt es noch zahlreiche Projekte. Um mit Arthur Schnitzler zu sprechen, „ein weites Land“ tut sich hier auf, wenn wir mehr über das Bundesheer und vor allem über die Gründungsphase und über die Männer erfahren wollen, die das Bundesheer aus welchen Motiven und unter welchen Voraussetzungen auch immer – aufgebaut haben und wie ihre Nachfolger gewirkt haben. Die rund 1,8 Millionen Österreicher die in den Streitkräften der Zweiten Republik gedient haben, verdienen es, dass ihre Geschichte geschrieben wird.

Da ist noch sehr viel zu tun!

*Hofrat Dr. phil. Wolfgang Etschmann ist Leiter der Militärgeschichtlichen Forschungsabteilung des Heeresgeschichtlichen Museums, Wien.*

